

„Originalität ist das Einzige, dessen Nutzen unoriginelle Menschen nicht einsehen können.“

John Stuart Mill, *Über Freiheit* (1859)

„Ich kann nur Dinge jetzt schreiben, die Bezug haben auf die Zeit und von denen etwas Bestärkendes ausgeht trotz der tragischen Anschauung.“

Stefan Zweig an Joseph Roth im Mai 1936

Inhalt

Einstimmung	9
-------------	---

I Befunde

Philologendämmerung	19
Universitäre Zukunftsperspektiven (aus geisteswissenschaftlicher Sicht)	34
2001 oder Der Augenblick des virtuellen Enzyklopädismus	49
Unterwegs zur Digitalistik	56
Wenn die Digitalisa[a]t aufgeht	64
(Fröhliche?) Wissenschaft im Digitalozän	69

II Bekenntnisse

Den Kontinent neu buchstabieren lernen. Europa-Diskurse bei Karl-Markus Gauß, Hans Magnus Enzensberger und Jürgen Habermas	77
Sarajevo. Winterliche Eindrücke im Weltgedenkjahr 2014	94
Prager Impressionen	100
Belfaster Notizen zu Europa	107
Dauerprojekt Europa. Bregenzer Thesen	112
Wider den faschistoiden Zeitungeist – in Europa und anderswo (Fresacher Thesen)	118
Überlegungen zum ‚guten Europäer‘ in der Phase der Exismen aus der europäischen Solidargemeinschaft	125

III Besorgnisse

Über das Genesen	143
Über Masken und andere Verhängnisse im transliterarischen Sinne	156
Coronisierte Lyrik	161
Wider den Kritikverfall	166
Denken nach Corona oder: Unterwegs zu einem „anderen“ Humanismus?	180

IV Bezeugungen

Humanität als Selbstüberwindung. Oder: Der Denker als Umwerter	207
Unterwegs zur zweiten Natur. Die Geburt des Anderen aus dem Geist der Kunst	221
Gewaltfreies Handeln. Ein Wort zum Problem des Pazifismus	241
Heimat als Transitorium?	255
Mnemonologie oder: Weil wir sind, was wir erinnern	265
Die Zukunft der Erinnerung	290
Nachweise	307

Einstimmung

Aufklärung ist Grundbedingung individueller Bewusstseinsentwicklung und kultureller Entwicklung überhaupt. Sie auf eine bestimmte Epoche zu reduzieren, entwertet sie. Die Kritik wiederum versteht sich als Instrument der Aufklärung. Doch gerade sie ist in Verruf geraten. In einer Zeit, in der Selfies die narzisstischen Neigungen in uns augenblickshaft befriedigen, verwechselt man Kritik nur zu leicht mit Bloßstellung. Der Ich-Kult, von den Medien, namentlich durch ihre Produktwerbung geschürt, steht einer wirklichen Kritik-Kultur entgegen. Suggestiert wird oft genug das Unmögliche: eine Selbstoptimierung ohne Selbstkritik. Welch' eigenartiges Paradoxon: Selbstentblößung in den sozialen Netzwerken ist zur Regel geworden, das meist irriige Gefühl, durch Kritik bloßgestellt zu werden, gilt dagegen als Verletzung der Privatsphäre. Facebook, das soziale Urmedium, ist gerade einmal – oder bereits – zwei Jahrzehnte alt und damit das inzwischen auf x-vergleichbare Kommunikationsplattformen aufgefächerte Prinzip: Jeder kommuniziert mit allen. Die dadurch erzeugte Verflachung der Kommunikation, die Austauschbarkeit banalster Inhalte findet sich kaum noch reflektiert.

Art und Qualität der Kritik bedingen ihre Glaubwürdigkeit ebenso wie die Qualifikation dessen, der sie ausspricht. Wer Kritik übt, muss sich selbst auch kritisieren lassen, muss die Maßstäbe seiner Kritik offenlegen und zur Selbstkorrektur fähig sein. Kritik setzt Aufrichtigkeit voraus und Bereitwilligkeit, auf den anderen einzugehen.

Schon hier werden die diversen Qualitäten dessen, was Kritik sei, erkennbar. Kritik, die zur Häre wird, disqualifiziert sich selbst. Wertvolle Kritik dient nicht der Aburteilung, sondern einer Beurteilung, die so gerecht wie möglich zu sein hat. Nicht in Rede steht hier die Kritik als „eine wesentliche Eigenschaft der dialektischen Theorie der Gesellschaft“, wie sie Max Horkheimer 1937 im Exil verstand.¹ Uns befasst die Kritik als Praxis des Kritisierens in einer gesellschaftlichen Situation, die beständig

1 Max Horkheimer: Traditionelle und kritische Theorie. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Band 4: Schriften 1936–1941. Frankfurt am Main 1988, S. 162–216, hier S. 180.

zwischen Selbstzufriedenheit und Selbstverrat schwankt und in jeder kritischen Haltung nichts als eine radikalisierte Anti-Position vermutet.

Die Kritische Theorie war eine Frucht des intellektuellen Exils. Die praktische Kritik ist das Medium skeptisch-zweifelnden Verhaltens gegenüber den Möglichkeiten und Zumutungen der digitalisierten Gesellschaft, die sich durch ihre Sozialen Medien vorspiegelt, eine Kommunikationsgemeinschaft zu bilden. Die ephemere Dauerkommunikation durch die Sozialen Medien ist Ausdruck einer Herrschaft des Digitalen. Damit ist jener Bereich angesprochen, den wir Kulturkritik nennen. Sie wiederum ist kurzatmiger geworden, denn die kritisch zu betrachtenden Phänomene überschlagen sich; ihre Halbwertszeit scheint geringer denn je, weil eine Meldung die andere unverarbeitet verdrängt. Doch dieses jeweilige Ereignisnuklid als Teil einer umfassenden Informationsverstrahlung unserer Lebenswelt wirkt nach, taucht dann auch nach seinem halben Scheinzerfall in seiner Bedeutung irgendwann unvermutet wieder in Erscheinung. Mehr und mehr drängt sich einem die Einsicht auf, dass kein Ereignis, kein Problem wirklich entwertet ist, sich erledigt hat oder gelöst werden kann.

Nehmen wir das inzwischen alles beherrschende Phänomen KI. Es fordert mit jeder neuen Entwicklungswendung zu unmittelbarer Kritik oder zu ungläubigem Erstaunen, gar Bewunderung heraus, wobei sich zeigt, dass wir keinen ausreichenden Abstand zu den dadurch entstandenen Problemen haben, um urteilsfähig zu sein. Wir schwanken zwischen der Aufforderung ‚Wehret den Anfängen‘ und ‚Es wird sich schon finden‘, wobei wir sogleich erkennen müssen, dass wir die ‚Anfänge‘ längst hinter uns gelassen haben und uns mitten in der KI-Welt bewegen. Und was sich da noch ‚finden‘ soll, scheint angesichts der sprunghaften Entwicklungsschritte in diesem Bereich schon hinter uns zu liegen und eigenmächtig Wirkung zu entfalten. Wir befinden uns als Kritiker dieser Entwicklungen in den Startlöchern und müssen einsehen, dass wir bereits mehrfach von diesen überrundet worden sind.

Im Digitalozän ist der Algorithmus zum Autor geworden. War es nicht erst gestern, dass uns *diese* niederschmetternde Nachricht traf? ‚Autorschaft‘, das meint vom Wortursprung her: das autonome Selbst in

schöpferischer Aktion. Und jetzt soll ein Text ein digitalsynaptisch erzeugtes Etwas sein? Ein Imitat im Stil von ... Und schon setzt die Selbsttröstung ein: dass nämlich der KI-Algorithmus dieses und jenes eben nicht kann, nicht fühlen, nicht schuldbewusst sein, nicht moralisch empfinden. KI empfindet keinen Schmerz, kennt keine Verlusterfahrung. Noch nicht. Dieses Noch-Nicht hängt über uns wie nichts sonst. Denn heute können KI-Digitalismen bereits menschliche Handlungsweisen bewerten, nur kann KI eines nicht, „begründen, wie sie zur Entscheidung darüber kommt“, so Katharina Zweig. Aber eben: noch nicht.

Mag wohl sein, dass KI nicht empfinden kann, aber erst in unseren Tagen konnte Jonathan Birch in seinem Insektenlabor an der Queen Mary University of London nachweisen, dass selbst Fliegen, Kopffüßer und Zehnfußkrebse empfindungsfähig sind. *To be sentient* nennt er das. Wer sagt uns, dass nicht in wenigen Jahren eine ähnliche Studie entsteht, die Vergleichbares für KI-Roboter nachweist, weil sie dann über Empfindungsalgorithmen verfügen?

Einstweilen hängt alles davon ab, was Menschen den KI-Systemen eingeben, von ihnen fordern. Aber die Verselbständigung von KI hin zu einer Robotität als der anderen Individualität steht fraglos bevor. Und längst geht es nicht mehr darum, ob dergleichen ‚wünschenswert‘ sei oder nicht. Darüber entscheiden inzwischen Megainvestoren und demnächst diese Robotitäten selbst. Nicht einmal kalifornische Großbrände können vernichten, was vom Silicon Valley aus zum digitalen Weltwissen geworden ist. Seine entwicklungstechnische Anwendung wird von Tag zu Tag autonomer.

Die Medien-Investoren sind die neuen Machthaber. Sie entscheiden inzwischen, was *deep fake* oder Faktum ist und was nicht. Und da behauptet allen Ernstes eine Aargauer Wissenschaftsjournalistin in einem (noch) angesehenen Blatt, dass *Deepfakes* der Demokratie nützen können. Wie betriebsverblendet muss man sein, um dergleichen in die Welt zu setzen. Denn nichts spaltet die Gesellschaft mehr als dieses Nicht-mehr-einschätzen-Können dessen, was richtig und unrichtig ist, was Freiheit bedeutet. Die Fiktionalisierung von Tatsachen verfügt im Digitalozän nicht einmal mehr über einen künstlerischen Anspruch.

Die fundamentale Krise des westlichen Liberalismus ist das Zeichen dafür, dass es bedenklich schlecht steht um den Restbestand bürgerlichen Bewusstseins. Es löst sich auf oder pervertiert in eine (neue) Sehnsucht nach autoritären Strukturen. Ist vom mündigen Bürger allenfalls noch der „Shitbürger“ (Ulf Poschardt) übrig, also der selbstgerechte, ökologisch und woke-istisch sich gebärdende Weltverbesserer, dabei einer, dessen Konsumverhalten von algorithmischen Suchfunktionen determiniert wird? Oder verweist eine derartige Pauschalverunglimpfung nicht eher auf ihren Urheber zurück? Mag sein, mag nicht sein. Sicher scheint, dass diese kleingeistigen Spiegelgefechte nichts sind im Vergleich zu den existenziellen Problemen, die KI uns stellt. Vielleicht ist künftig ‚wirklich‘ alles nur noch eine Frage der ‚richtigen‘ Plattform: statt „X“ nun erst einmal „Bluesky“ (als letztem Anklang an Romantisches) oder doch eher „steady“ (steadyhq.com), was immerhin Stetigkeit verheißt, so sie denn nicht in eine allzu deutsche Biederkeit abgeleitet. Aber davor schützt zumindest ihr englischer Handelsname. Dabei ist etwas Ungeheuerliches in Gang gesetzt worden: Die Aufhebung der Faktenüberprüfung für Facebook von Mark Zuckerberg bedeutet *de facto* (!) die Selbstentwertung der Meinungsfreiheit. Bildet sich unter diesen Voraussetzungen nicht ein an Unheimlichkeit schwer zu überbietendes Paradoxon dergestalt, dass KI-generierten Texten mehr Glaubwürdigkeit zukommen wird als von Menschen in die Welt gesetzten ‚Meinungen‘, die sich als Tatsachen ausgeben?

Dies entspricht dem Algorithmus als Autor, also dem, was Thomas Roberg als „subjektlose Texte in der ersten Person“ und „die Ich-Illusion generativer KI“ bezeichnet. Er präferiert einen pädagogischen Umgang mit diesem Phänomen, der Schülern das Durchschauen dieser Mechanismen ermöglichen soll² – aus meiner Sicht der bislang plausibelste Vorstoß konstruktiver Kritik an der in Wirklichkeit „Ichlosigkeit der Algorithmen“ (Roberg). KI dürfte das bislang alle Lebensbereiche

2 Thomas Roberg: Subjektlose Texte in der ersten Person. In: Praxis Deutschunterricht 3 (2014), S. 32–41. Derzeit (Februar 2025) läuft in ausgewählten Schulen Nordrhein-Westfalens ein von der Universität Siegen begleitetes Projekt an, das den Einsatz von KI in den Fächern Deutsch und Mathematik als lehr- und lernfördernde Mittel erprobt.

durchdringendste Instrument für das Herstellen von ‚Verblendung‘ sein. Das radikal Neue daran ist, dass daraus keine Realitätsverweigerung entsteht, sondern eine zweite Wirklichkeit. Neu oder andersartig auch, dass die Kunst nicht mehr in der Lage sein dürfte, diese „Verblendungszusammenhänge“ zu durchschlagen, wie dies Theodor W. Adorno auf eine geradezu neo-idealistische Weise gefordert, ja konstatiert hatte. Denn inzwischen sieht sich auch die Kunst von KI durchwirkt.

Das sagt sich so dahin. Aber ist nicht gerade hier einmal mehr Differenzierung geboten? Wo ist KI, wenn ein junger, hochbegabter Ukrainer auf einem rheinischen Konzertpodium steht und Camille Saint-Saëns’ Violinkonzert mit atemberaubender Interpretationskunst darbietet, gefolgt von einer jungen Römerin, die Pablo de Sarasates *Zigeunerweisen* herzerhellend zu Gehör bringt? In solchen Momenten vermag die Kunst tatsächlich digitale Verblendungszusammenhänge und die Diktatur der Algorithmen zu durchstoßen. Anders gesagt: Natürlich hat KI ihren Sinn in medizinischen Kontexten, in Fertigungsverfahren maschineller Art, bei zahlreichen lebenserleichternden Funktionen. Aber was ist damit gewonnen, dass KI große Musik nachkomponieren kann und ‚lernen‘ kann, wie Tolstoi zu schreiben? Das Sublime bedeutender Kunst depraviert dann zu bloßer Spielerei. Was ist damit gewonnen, wenn wir unsere schreibende Imagination preisgeben und unsere literarischen Fähigkeiten herabwürdigen, indem wir die ChatGPT-Applikation ‚herunterladen‘ und in unseren Dienst stellen? Das grenzt nicht nur an Selbstverrat, das *ist* ein solcher. Das sollte jedem bewusst sein, der sich dieser Funktion bedient, und sei es auch nur zum Verfassen von Briefen. Man rufe nicht nach dem Staat, um hier Verbotszonen zu errichten. Man befrage sich selbst, ob man diese Entwürdigung des eigenen schöpferischen Potenzials mitzumachen bereit ist. Die ‚Mündigkeit‘ des Einzelnen beginnt hier. Die Selbstbefragung setzt dort ein, wo die Selbstverdummung dadurch droht, dass wir nur noch ‚likes‘ hinterherhecheln, Selbstverpostung betreiben und damit allein die Internet-Plattform-Anbieter bereichern. Zu den Zeichen der Zeit gehört inzwischen, dass die Tiefe des Denkens oder Empfindens zum *deep fake* oder *deep seek* verflacht. Vermutlich hat eine KI Hugo von Hofmannsthals grandio-

sen Aphorismus „Die Tiefe muss man verstecken – wo? An der Oberfläche“ in den falschen Hals, pardon, in einen überspannten Algorithmus bekommen.

Kulturkritisch lässt sich ein zunehmender Verfall der Kritikkultur konstatieren. Er geht einher mit Werteverfall. Allein diese Aussage genügt jedoch inzwischen, um sie als ‚konservativ‘ bis ‚reaktionär‘ abzutun, wobei gewöhnlich außer Acht bleibt, dass der Zerfall der Werte ein Phänomen ist, das sich politisch rechts und links ereignet, aber auch in der vermeintlichen Mitte, die kaum noch weiß, wes Wertes Kind sie ist. Das ist nichts Neues, sondern eine Frage der (historischen) Perspektive. Hermann Broch hat diesem Problem eine ganze Romantrilogie gewidmet, *Die Schlafwandler* (1931/32). Vor allem der dritte Teil, *1918. Huguenau oder die Sachlichkeit* erzählt essayistisch vom Übergang des Zerfalls der Werte zu ihrer (gefährlich ausartenden) Umwertung. Diese diskursiven Stücke über den Wertzerfall wechseln ab mit dem denkbar unwahrscheinlichsten Gegenstück, der „Geschichte des Heilsarmeemädchens in Berlin“, also mit einer Figur caritativen Wollens in einer zynischen Gesellschaft, die ihren Gemeinschaftssinn verloren hat. Brochs Selbstkommentar zum Problem des Wertzerfalls – er illustriert ihn am Beispiel der modernen Architektur, die nicht mehr wisse, was ein Ornament ist, eben ein Zeichen des Menschlichen – könnte überraschender nicht ausfallen. Für ihn ist dieser „Zerfall“ Ergebnis eines „vierhundertjährigen Prozesses, der unter der Leitung des Rationalen das christlich-platonische Weltbild des mittelalterlichen Europas auflöste, ein grandioser und fürchterlicher Prozess, an dessen Ende die völlige Wertzersplitterung, die Entfesselung der Vernunft mit dem gleichzeitigen Durchbruch aller Irrationalität steht, die Selbstzerfleischung der Welt in Blut und Not.“³ Unter solchen Voraussetzungen verfügt selbst das Irrationale über Vernunft und die Vernunft birgt den Widersinn, erweist sich als ihr allzu durchsichtiger Schutzmantel. Der analytisch-hellseherische Satz folgt daraus: „Deshalb wohl sehnen wir uns nach

3 Hermann Broch: *Die Schlafwandler*. In: Ders., *Kommentierte Werkausgabe*. Hrsg. v. Paul Michael Lützeler. Band 1. Frankfurt am Main 1994, S. 734.

dem ‚Führer‘, damit er uns die Motivation zu einem Geschehen liefere, das wir ohne ihn bloß wahnsinnig nennen können.“⁴ Man sage jetzt nicht, diese Einsicht sei veraltet; denn dafür ist unsere aktuelle Gegenwart für dergleichen Empfindungen erneut und zur Schande des geschichtlichen Gewissens nur allzu anfällig geworden.

Doch nicht damit beginnen diese Essays, sondern mit Einwüfen zur Sprache. Denn Sprachkritik – wie Brochs Einsichten in den Wertezerrfall gleichfalls ein kakanisches Erbe – ist die Voraussetzung für jede Art kritischer Diskursivität. Sprachkritik meint aber Verwendungsbeusstsein im Umgang mit Wörtern. Denn sie entscheiden über die Art, wie wir die humanen Werte und ihre Perversionen in dem, was wir aussagen und wie wir es tun, zur Geltung bringen.

Wir haben die Wörter *verzählt*, sind längst gewohnt, nach bestimmten Wortzahlvorgaben unsere Texte einzurichten, mit oder ohne Leerzeichen, lassen unsere Textautomaten die Zeichen entsprechend zählen. Solchermaßen an zahlenaffine Ausdrucksweise gewöhnt, haben viele sich eine Kürzelsprache vor allem in den Sozialen Medien zueigen gemacht. Zu dieser Kürzelsprache liegen inzwischen aufwendige sprachwissenschaftliche Untersuchungen vor. Der durch diese Medien erzeugte sprachlich-kommunikative Minimalismus hat uns eine differenzierende Syntax sauer werden lassen. Immerhin gebietet er Pleonasmen Einheit, wortbombastischem Ausschmücken.

Nichts im Folgenden ist unpolitisch; denn das Thema ‚Kritik‘ ist stets auch ein Politikum gewesen. Wie man unliebsame Kritik mundtot macht, darüber findet sich bei George Orwell in seinem dystopischen Roman *1984* das bis heute Gültige gesagt. In unserer Zeit generieren und kanalisieren die Sozialen Medien gleichzeitig das, was sich ‚die öffentliche Meinung‘ nennt. Dabei entsteht zunehmend etwas, das als *Wokeness* Wortkonjunktur hat und was den Zeitgeist nährt. Es ist in dieser Ausprägung jedoch etwas Neues und fraglos Paradoxes, nämlich die elitäre Ausgeburt eines Denkkonformismus. Zeit also, der Kritik das Wort zu erteilen.

4 Ebd., S. 421.